

## Rezensionen / recensions / recensioni

Renold, Ursula (1998). *«Wo das Männliche anfängt, da hört das Weibliche auf!» Frauenberufsbildungsdiskussionen im Spiegel der sozioökonomischen Entwicklung (1860-1930)*. Brugg: Selbstverlag.

Die umfangreiche historische Dissertation, eingereicht an der Universität Bern (650 Seiten Text, 100 Seiten Anmerkungen), bietet einen quellenreichen Überblick über die Frauenberufsbildungsdiskussionen in der Schweiz zwischen 1860 und 1930 – von der Frauenarbeit im Rahmen der Subsistenzwirtschaft bis zum weitgehenden Einbezug der Frauen in fast alle beruflichen Betätigungsfelder, von einem dichotomen Bildungskonzept, das den beiden Geschlechtern unterschiedliche berufliche Rollen und Felder zuordnete, bis zum «annähernd gleichwertigen Zugang des weiblichen Geschlechts zu den Erwerbsberufen» (S. 649/650). Der Text wird ergänzt durch ca. 50 zweiseitige Kurzporträts von Frauen, die an der Berufsbildungsdiskussion massgeblich beteiligt waren.

Die Darstellung folgt weitgehend der Chronologie und periodisiert die Entwicklung in die Zeitabschnitte vor 1860, 1860-1896, 1896-1921 und 1921-1928. Die Zäsuren markieren dabei die beiden ersten Frauenkongresse 1896 und 1921 sowie die Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit SAFFA 1928. Sieht man davon ab, dass Periodisierungen in historischen Darstellungen immer problematische Hilfskonstruktionen bleiben, können sie im vorliegenden Fall (mit Ausnahme der letzten) durchaus inhaltlich nachvollzogen werden. Die Periodisierung führt auch zu einer grundlegenden These, dass nämlich die Entwicklung «dialektisch» verlaufe und die Frauenbildung «von Phase zu Phase auf eine 'höhere' Stufe kam» (S. 3).

Die Frauenberufsbildungsdiskussion setzt nach 1850 auf dem Hintergrund eines beschleunigten sozioökonomischen Wandels und der sich zuspitzenden sozialen Frage verstärkt ein (wobei die schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierten Berufe, z.B. Lehrerinnen und Hebammen, vermehrte Beachtung hätten finden müssen). Die ersten beiden Kapitel sind denn auch einerseits der Vorgeschichte der «modernen» Frauenberufsbildung, konkreter: dem Übergang von den Funktionen der Frauenarbeit in der traditionellen Gesellschaft zu denjenigen in der bürgerlichen Industriegesellschaft, andererseits der Entstehung des dualistischen Bildungskonzeptes (S. 47 ff.) gewidmet.

Die erste Phase bis zum ersten Frauenkongress 1898 (S. 105 ff.) bezeichnet Renold als Phase der Ideologisierung. Die sich allmählich etablierende Frauenberufsbildung folgt zunächst dem dualistischen Konzept: Frauen werden aufgrund von stereotyp zugeordneten Geschlechtermerkmalen nur für bestimmte Berufe als geeignet erachtet. Daraus ergibt sich die Forderung nach einer Doppelqualifikation der Frauen, für die Rolle als Hausfrau und Mutter einerseits, für einen Beruf, der meistens als zweite Priorität nach der Rolle als Mutter und Hausfrau

eingestuft wird, andererseits. Im Vordergrund der Frauenberufsbildung stehen deshalb Berufe in Bereichen, die als Verberuflichung der Rolle von Hausfrau und Mutter gelten können, also im Gesundheits-, Erziehungs- und Sozialbereich.

Die dualistische Berufsbildungskonzeption gerät jedoch in eine Krise, weil sich Frauen dagegen zur Wehr setzen, weil sich der wirtschaftliche Bedarf nach Arbeitskräften verändert und weil die Frauen auch in immer mehr Berufe drängen. In der zweiten Phase zwischen den beiden Frauenkongressen 1898 und 1921 etabliert sich die Frauenberufsbildung institutionell (S. 269 ff.), was sich u.a. am Diskurs in den neuen Publikationsorganen der Frauen, am Engagement der etablierten Frauenverbände und an den Schulgründungen zeigen lässt. Der Verberuflichung weiblicher Tätigkeiten folgt der Zugang zu immer mehr Berufen, die bislang Männern vorbehalten waren. Damit ist die allmähliche Abwendung von der Strategie der Doppelqualifikation (S. 452) verbunden. Die Hauswirtschaft wird seit ungefähr dem 1. Weltkrieg als Teil der Volkswirtschaft interpretiert, die einerseits mit den Rationalisierungsideen im Sinne des Taylorismus konfrontiert wird, andererseits stärker professionalisiert wird. Die Frauen, in Verbänden organisiert, nehmen Fragen der Berufsbildung selbst in die Hand.

Diese Entwicklung geschieht nicht ohne Widerstände, die vor allem mit physischer und psychischer Untauglichkeit für bestimmte Berufe, mit «Schmutzkonzurrenz» und der Vernachlässigung häuslicher Pflichten begründet werden. Trotzdem erweitern die Frauen ihre Berufsmöglichkeiten stetig. Auf dem Hintergrund der sich etablierenden Berufsberatung und der Psychophysik arbeitet die 1923 gegründete Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe sukzessive an der Erweiterung der weiblichen Berufsbilder. Die Frauenberufsforschung vermag jedoch – obwohl die Forschungsergebnisse die Geschlechtsunterschiede widerlegen – die Widerstände gegen das weitere Vordringen von Frauen in männliche Domänen nur teilweise zu entkräften.

Renold versucht immer wieder, die Entwicklung der Frauenberufsbildung in sozioökonomische und soziokulturelle Entwicklungen einzubetten und internationale Tendenzen zu berücksichtigen (z.B. Taylorismus, deutsche Frauenbewegung). Die sozioökonomischen Kontexte werden insbesondere für die erste Periode (S. 145 ff.) aufgezeigt, und hier gelingt auch eine argumentative Verflechtung mit der Frauenberufsbildungsdiskussion. Für die Zeit nach 1900 wird dieser sozioökonomische Kontext eher vernachlässigt, der Fokus liegt hier eher auf der Entwicklung der Sozialwissenschaften. Die Versuche der Kontextualisierung gelingen unterschiedlich gut und führen an manchen Stellen des Textes zum Switchen zwischen Ideen-, Wirtschafts- Institutionen- und Wissenschaftsgeschichte oder zwischen Deutschland und der Schweiz, was nicht überall gleich gut nachvollziehbar ist.

Insgesamt bietet der Band eine Fülle von Informationen zur Geschichte der Frauenberufsbildung, allerdings immer in einer Genderperspektive. Dies mag berechtigt sein, darf aber nicht den Blick für andere Perspektiven verstellen.

So werden zum Beispiel Aspekte der Qualifizierung (*die* zentrale Funktion jeder Berufsbildung) fast vollständig vernachlässigt. Gleichzeitig haben die Menge verarbeiteter historischer Quellen und die Darstellung einer langen Zeitperiode (die Vorgeschichte setzt im 18. Jahrhundert ein!) einige negative Folgen, die nicht verschwiegen werden sollen: Erstens wird die Lektüre wegen der Dicke des Bandes, der vielen Zitate und insbesondere der vielen Wiederholungen unattraktiv und man ist geneigt, den Band vor allem als Nachschlagwerk zu benutzen. Zweitens haben sich in vielen Details Ungenauigkeiten eingeschlichen. So werden die Herbartianer zu «Herbertianern» (S. 471), Nelli Jaussi wird «1848 höchste Bundesbeamtin» (S. 608) und in deren Werkverzeichnis wird ein Zeitschriftenartikel mit den Seiten 166-122 nachgewiesen – um nur wenige Beispiele zu nennen. Der Effekt der Häufung solcher Ungenauigkeiten ist, dass das Vertrauen in die übrigen Daten schwindet. Letztlich lässt sich an einzelnen Stellen auch feststellen, dass differenziertes bildungshistorisches Kontextwissen fehlt, etwa wenn die Einführung der Schulpflicht in der Schweiz in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verlegt wird (sie wird in den meisten Kantonen mit den Landschulordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts eingeführt!). Dies alles schmälert das Verdienst, ein wichtiges bildungshistorisches Thema aufgearbeitet zu haben, zwar nicht, jedoch den Genuss beim Lesen.

*Lucien Criblez, Pädagogisches Institut, Universität Zürich*